

Sprache.

Sou Ditto Engelhardt.

Nur selten kann die Eigenart im Leben die richtige Taktik finden. Bald ist sie zu herbe, bald ist sie zu hart.

Vor allem: sie kann sich nicht überwinden.

Ein jeder Tag läßt uns Neues erfahren.

Rehemeister ist er uns Jungen, uns Allen:

Er hebet nimmer nur nach den Jahren.

Wir werden im Lernen die Jugend behalten.

Hab' mit deinem Kind Geduld! Frage dich bei jedem Schritte: Mißfährte wohl von meiner Schuld?

Was ist der Segen einer guten That, Daß sie fortzuehend Gutes kann gebären:

Sieh an das kleine Korn, das Keimkraft hat, Und such' es wieder in dem Meer der That.

Modelblumen.

Blauerei von Richard March.

Die Kinder Floras sind uns wohl alle an's Herz gewachsen, wir haben aber gewöhnlich unter den Blumen eine, die wir allen andern vorziehen. Solch ein Liebling ist indeß nicht immer der Inbegriff aller Aufzügen und Schönen. Im Gegenstheil, auch auf dem Gebiete der Lieblings- und Modelblumen herrscht eine oft unerklärliche Liebhaberei. So hat z. B. die Königin Luise von Preußen, gleich Goethe, die Hortensia, Kaiser Wilhelm I. hingegen die bescheidene Kornblume allen andern vorgezogen. Dasselbe that Kaiser Friedrich III. hatte seine Neigung dem Weiden gefehlt, das bekanntlich auch die Lieblingsblume Napoleons I. war. Als Napoleon verließen auf St. Helena farb, fand man in einem Medaillon, das er als Amulett auf der Brust trug, getrocknete Weiden. Seine Soldaten nannten ihn deshalb auch „Papa la Violette“ und erhoben 1815 das Weiden zum Abzeichen der Bonapartisten. Als solches war es unter Ludwig XVIII. und Karl X. allen Nichtbonapartisten jenseits, die sich nicht gern mit Weiden schmücken wollten. Die Schatzkammer Karls machte den Versuch, das Weiden seines politischen Charakters zu entkleiden, indem sie einmal auf der Bühne in einem Weidenstrauch in der Hand erschien. Auf einen Knopf gefaßt, trat sie, als die Parterre füllenden Curbedienten zu sitzen begannen, ruhig bis an die Kante heran und hielt eine Rede für volle Blumenfreiheit. Das Publikum gab durch donnernden Applaus zu erkennen, daß es mit der Künstlerin einverstanden war, gleichwohl aber ist das Weiden weder damals noch später zum Range einer ausgesprochenen Modelblume emporgestiegen. Selbst in Oesterreich, wo es zur Zeit der Badenberger die allbeliebte Nationalblume war, der zu Ehren im Frühling das „Weidenfest“ gefeiert wurde, wobei das erste Weiden von dem schönsten und stoffsamsten Mädchen gepflückt und dieses dann mit Weiden bekränzt wurde.

Die vornehmste aller Lieblings- und Modelblumen ist die Rose, und ganz abgesehen davon, daß die rose und die weiße Rose im vierzehnten Jahrhundert das Abzeichen der Häuser York und Lancaster war, haben ihr die größten und Mächtigen dieser Welt gebührend. Kaiserin Elisabeth von Oesterreich z. B. nennt die Rose ihre Lieblingsblume.

Die Kaiserin Friedrich hingegen liebt die aus China eingeführte Gardenia, eine fohbare trichterförmige Blüthe von elfenbeinfarbenem Weiß und eigentümlichem starkem Wohlgeruch, der an eine Mischung von Orangenblüthen und persischem Jasmin erinnert. Die Gardenia ist durch den Bruder der Kaiserin Friedrich, den Prinzen von Wales, der sie zur Knospflanze wählte, auch zur Modelblume der vornehmen Herrenwelt geworden.

Der im sechzehnten Jahrhundert durch den laizistischen Grafen Ghislain von Busbeck aus der Türkei zuerst nach Wien und dann nach Frankreich verpflanzte „Lilac“ oder Flieder war langezeit die erklärte Modelblume in Europa. Zur Zeit seiner Blüthe schmückte sich alle Welt damit. Kleinere Fliederzweige nützte allen Knospflüchern und die größeren bildeten den ausschließlichen Putz der Stübchen der Damenwelt. Flieder wurde an der Kreuzung der Muschelbühnen getragen und Flieder in den Bütteln gefaßt. Ueberhaupt war die Vorliebe für diese herrlich duftende Blüthe so groß, daß die Mädchen nur im Frühling bekränzt wollten. Um sich mit Flieder schmücken und sich „im Flieder vernäheln“ zu können. Frühling und Flieder waren ein Begriff geworden; kein Wunder daher, daß das Rosa Mosefarte wurde und daß Frankreich heute noch das gelobte Land des Flieders ist.

Genie vielleicht mehr denn je, seitdem es den Gartenkünstlern gelungen ist, verschiedene fast das ganze Jahr blühende Spielarten des Flieders zu erzielen. Auf die weiße, blaue, violette, umal, bilden sich die Franzosen nicht

wenig ein. Vor wenigen Jahren erst waren Fliederbouquets aus mehreren fast meterlangen, zwanglos berechneten und nur von einem weichen Papierbogen umwundenen Zweigen das Modereballe auf dem Gebiete der bürgerlichen Ueberrassungen.

Vor dem Flieder galt die im dreizehnten Jahrhundert von Ludwig IX. aus Afrika nach Frankreich eingeführte Nelke als Modelblume. Die Ersten, die sie zur Lieblingsblume erkorren, waren Herzog von Anjou, Herzog von Lothringen, Graf von Provence und König von Neapel, ein gefeierter Troubadour, und der große Feldherr Ludwig Condé. Im Jahre 1653 von Navarra in Vincennes gefangen gesetzt, warf er sich mit wahrer Leidenschaft auf die Nelkenkultur und war auf die in seinem Garten ertragene Nelke ebenso stolz wie auf seine Siege über die spanischen Heere. Aus diesem Grunde wurde die Nelke als die Nelke der spanischen Heere. Aus diesem Grunde wurde die Nelke als die Nelke der spanischen Heere.

Die Nelke blieb die erklärte Modelblume, und wurde während der Revolution zum Symbol der Königskrone; die dem Tode geweihten Royalisten trugen die ocellierten Aehren, Nelken des Schredens — in der Hand. Die Nelke hatte selbst in den Augen Napoleons eine so große Bedeutung, daß er ihr die rote Farbe des Bandes der Ehrenlegion entlehnte.

Diese Modelblumen waren infolge ihrer Beliebtheit ziemlich theuer. „Königlicher denn Edelstein sind bernial, die Nelken, alles schmückt sich damit, und es gibt nicht wenige Damen der Aristokratie, die zu ihrem Putz Nelken aus Flamben herbeischicken lassen.“ schreibt ein englischer Chronist des sechzehnten Jahrhunderts, der damit meint, daß ein Nelkenstranz, den die Herzogin von Devonshire getragen, hundert Pfund Sterling gekostet habe.

Derartige Kränze kamen indeß bald wieder aus der Mode, und auch die weiße Nelkenblüte, die der Prinz von Wales eine Zeitlang bevorzugte, wich schon nach Jahresfrist der gelblich und lachsfarben gesprenkelten Nelke und diese wiederum der neuesten Modelblume: dem Chrysanthemum. Seit Jahren bereits war diese japanische Nationalblume ihrer Veruchlosigkeit wegen als Salon- und Boudoirschmuck in Mode und wurde seit 1892 auf Wällen und Soireen immer häufiger im Knospfloche der fashionablen Herrenwelt gesehen. Das Chrysanthemum oder „Kiku“ wird in Japan seit alter Zeit kultiviert; es sind dort zahllose Varietäten erzielt worden. Die Chrysanthemum werden nicht bloß in allen öffentlichen, sondern auch in jedem Privatgarten gezogen. Das Kaiserliche Wappen Japans ist dieser Blume nachgebildet und besteht aus einer runden Scheibe mit sechzehn Strahlen. Die Maler verwenden seit Jahrhunderten die Blüthe, zahlreiche Beschreibungen und Gedichte sind ihr in der japanischen und chinesischen Litteratur gewidmet. Die Blüthezeit der Chrysanthemum reicht in Japan von der Mitte des Herbstes bis zu dessen Ende. In jeder Zeit werden die Gärten von Tokio lebhaft besucht. Eine Spezialität sind die aus verschiedenfarbigen und verschiedenen großen Chrysanthemum zusammengefügten „lebenden Bilder“, Schaustücke, die von weit und breit Bewunderer anziehen. Es werden sowohl menschliche Gestalten wie Figuren von Gegenständen aus Blumen zusammengefügt, und man benutzt die Stoffe für diese Blumenbilder Szenen aus der Geschichte, volkstümliche Sagen, Märchen und dergl.

Ueberrigens verpeisen die Japaner auch die Chrysanthemum. Besonders die gelben Blumen werden gern gegessen und dienen dann als ledere Salat. Die gelbsten Blätter werden in Weizenmehl gebaden und ebenfalls als Speise verwendet.

Die Chrysanthemum konnten sich als Modelblumen nicht lange behaupten, einmal sind sie als Knospflanze und Haartrichum zu groß und plump und dann entbehren sie der holdsten Eigenschaft der Blume, des Duftes. Thatsächlich überließ denn auch schon im Winter 1893 die Herrenwelt die Chrysanthemum den Damen und den Gewächshäusern und proclamierte neuerdings die Nelke als Modelblume, indeß eine ganz neue fremdartige Nelke. Man sieht, schrieb ein Pariser, nilgrüne Nelken aus ersten Knospflüchern niden, oder heliotropfarbig gesprenkelte, ja sogar himmelblau. kurz Nelken in verschiedenen artig gefärbter Toilette.

Genen die Herrschaft der Nelke kämpfte der kürzlich verstorbene Sonderling Lord Erde fanatisch an; ihm gelang die Aufgabe besser, und er trug, um diese theure Blume in die Mode zu bringen, in jedem Knospfloch seines Rodes ein Exemplar davon und verschickte mit Niemandem, der dieser kostspieligen Marotte nicht huldigte.

Die Nelke behauptete indeß der Orkide gegenüber ebenso siegreich das Feld wie seinerzeit gegen die Kornblume, die mit den Werken Richard Wagner's in Nizza modern und eine Zeitlang so begehrt wurde, daß die Gärten an der Riviera damals eigens Kornblumenplantagen anlegen mußten.

Nur im Jahre 1893, zur Zeit, als die russischen Marineoffiziere in

Frankreichs Triumphe feierten, sank die Nelke zeitweise im Preise. Die bekannte Madame Adam hatte kaum daran erinnert, daß das Bergknechtchen nicht keineswegs eine deutsche, sondern vielmehr die russische Nationalblume sei, als dieses auf dem französischen Blumenmarkt am niedrigsten notierte Kind Flora auch schon in die erste Reihe gestellt wurde. Die himmelblauen Sternlein guden alsbald aus den Schaufenstern der ionangebenden Blumenhandlungen, sie lachten von den Hüften der Pariser Modedamen und fehlten in keinem Bouquet, das auf Schönheit und Geschmack Anspruch machen wollte. Allein noch hatten die russischen Gäste ihre Heimath nicht erreicht, da war es um die Herrlichkeit des Bergknechtchens schon wieder geschehen.

In England gibt es eine Blume, die noch kürzere Zeit, jährlich nur an einem einzigen Tage, und zwar am 19. April, in Mode ist. In diesem Tage des Jahres 1881 starb der belannte Staatsmann und Schriftsteller Disraeli-Beaconsfield, und da es von ihm hieß, er habe die Primel oder Schlüsselblume bevorzugt, so bildete sich aus seinem Verzehren sofort eine Vaga zu dem Zwecke, seinen Todestag fortan „in Primeln“ zu bereuen. Der 19. April heißt demnach Primel-Tag, und an ihm steht in England alles im Zeichen der Schlüsselblume. Frauen tragen sie an der Brust, Männer im Knospfloche, die Knäuel der Schlüsselblume, die Pferde an den Ohrlappen.

Und obwohl kostbare Menschen behaupten, Disraeli habe die Schlüsselblumen nur für seinen Salat bevorzugt, nehmen die Dimensionen des Primelros-Kultus alljährlich größeren Umfang an.

Vielleicht wird die Primel in England noch Modelblume. Hat doch vor ein paar Jahren eine Lady die totenrothen Radieblüthe, eine Pariser Modifikation den haderigen Cactus zur Damenutmodelblume, allerdings in kleinerem Kreise, gemacht, und in Amerika wurde, als einmal die Anreueung zur Wahl einer Nationalblume erfolgte, der Hagelborn und die Butterblume stärker gewählt als der Lorbeer.

Die Nationalblumen brauchen eben nicht schön zu sein, sonst hätten die Amerikaner schwerlich die Distel und den Klee erwählt. Auch bei Wappenspielen spielt, wie das die Wappentiere des Reichs beweisen, die Distel eine große Rolle. Dasselbe gilt von den Partertblumen; in Belgien hat man beispielsweise dazu die wilde Mörenblume, die Kornblume und die rote Zinnmole gewählt.

Das irdische Paradies.

Von Ludwig Habicht.

Seitdem durch den Engel mit dem feurigen Schwert das erste Menschenpaar aus dem Paradiese vertrieben worden, ist von den nachfolgenden Geschlechtern viel darüber gerübbelt worden, wo wir eigentlich das Paradies zu suchen haben, dessen Pforten für die armen Sterblichen für immer verschlossen geblieben.

Augustin Chrysanthes war der Ueberzeugung, daß damals das Paradies völlig zerstört worden, und alles Suchen, selbst nach den geringsten Spuren desselben, vergeblich sei. Trotzdem ist immer wieder nach dem verlorenen Paradiese eifrig geforscht, und die widerstreitenden Behauptungen, wo es eigentlich zu suchen sei, sind aufgestellt worden. Man hat hin und her gerathen und die verschiedensten Winkel und Erdstriche als jenen Garten bezeichnet, der unserm ersten Elternpaar als Wohnort angewiesen worden, der nur zu rasch verloren gehen sollte.

Die Einen verlegen das Paradies auf den Berg Ararat, die Andern auf die Insel Ceylon, weil dort eine Bergspitze nach dem ersten Menschenpaar genant wird. In Sumatra, auf den Kanarischen Inseln, in Syrien, Persien, Kleinasien hat die Phantasie des Menschen das Paradies gesucht und zu finden gemeint; Andere haben es sogar dort hin verlegt, wo jetzt das Raspische Meer sich ausdehnt. Einige konnten sich den Garten Gottes nicht groß genug denken, und sie behaupten, daß ein guter Theil von Afrika und Afrika das Paradies gebildet habe, und sie nennen als die vier Flüsse desselben den Ganges, Tigris, Euphrat und Nil. Ein amerikanischer Schriftsteller ist fähig genug gewesen, mit der Ansicht hervorzutreten, daß Adam und Eva auf der westlichen Hemisphäre zuerst das Land der Welt erblickt haben, während ein Engländer behauptet gegen seine Meinung dahin abzugeben hat, daß der Adam der Amerikaner dem Judthaus entstrichen sei.

Gewöhnlich wird „Eben“ und „Paradies“ für gleichbedeutend gehalten; aber es besteht zwischen Beiden noch ein Unterschied. „Eben“, das im Hebräischen „Bergnügen“ bezeichnet wird, war ein ausgewählter und ausgezeichneter Theil der Welt, und mitten in diesem Eben lag nur der schönste und herrlichste Theil — der Garten Ebens — das Paradies, als lieblichster Aufenthalt des Vergnügens und des Glüdes.

Horogius Becanus verlegt das Paradies nach Indien, während ein anderer alter Schriftsteller fest und fest behauptet, daß das Paradies dort war, wo wir es am allervornehmsten suchen würden — am Nordpol. So wunderbarlich es auch jetzt für uns klingt, es gab doch eine Zeit, wo gerade der fernste Norden — viellecht, weil er durch seine Unerschlossenheit für die Menschen ein Mysterium blieb, — für das Zauberland voll entzückender Schönheit gehalten wurde.

In jenen frühesten Zeiten, die uns heute auch nur wie ein fassames Mädchen klingen, glaubte man, daß im fernsten Norden die Sonne gehörig würde, wie sie heute aus dem Meere entstieg und versank, und daß die alten Götter an den einsamen Ufern des Endes der Welt in erhabener Größe auf und nieder wanderten. Viellecht, daß diese jetzt wieder Mode gewordenen Fahrten nach dem Nordpol aus der dunklen Sehnsucht nach jenen Paradiesen entstanden sind, die bisher vergeblich gesucht worden. Dachte sich doch schon Virgil das glückliche Land der immer herrlichen Hyperborier am Nordpol, und in früherer Zeit war es immer der Traum unserer Nordpolfahrer, daß hinter den riesigen Eisfeldern ein Land von überaus schöner Schönheit und Milde zu finden sei, — wenigstens eine Art Paradies.

Der Gedanke von einem irdischen Paradies, das in fernem, unbekanntem Regionen des Weltalls liegt und nur von wenigen, dem Glück begünstigten Menschen gefunden worden, ist beinahe bei allen Völkern vertreten. Lucian erzählt in seinen „wahren Geschichten“, wie er auf dem Eiland der Seligen mit seinem Gefährten landete, sei er mit Rosenwinden gebunden worden — den stärksten Fesseln, die man dort konnte. — Und ihm das nicht immer in Wahrheit die stärksten Fesseln gewesen? — während die Völker wie die einzelnen Menschen die schwersten Ketten zerbrochen haben, die man ihnen angelegt!

Bei den Griechen und Römern wurden vorwiegend die Kanarischen Inseln als die Wohnung der Seligen betrachtet. Während uns heutzutage dort Sandwüsten entgegenstehen, wo Herodot und Strabo die überauswändige Fruchtbarkeit und Paradiesesähnlichkeit lobt, ist doch genug schilfern können, haben die Kanarischen Inseln ihren landschaftlichen Zauber und ihre klimatischen Vorzüge, die Plutarch schon rühmt, bis heutigen Tages bewahrt, und Tausende von Konstanten flüchten sich noch gern zu jenen Inseln der Seligen, in der Hoffnung, dort das kostbarste Gut, das sie verloren haben, wiederzuerlangen — die Gesundheit.

Die Araber haben eine Legende von einer großen paradiesischen Stadt, die von einem Zauberer im Süden ihrer Halbinsel, erdant worden und in der Wüste Aben einam und geheimnißvoll liegt. Auch die Perser träumen von herrlichen Städten und paradiesischen Gärten, und die Stambuler jagen nach der heiligen Stadt Aghard, die in der Mitte der Welt lag, und deren Glanz alle Blicke blendete. Die Hindus verlegen ihr irdisches Paradies an die Grenzen von Kashmir und Tibet, und in den ersten Jahrhunderten des Christenthums glaubte man an ein Land im Osten, wo das irdische Paradies zu finden sein würde, und dieser Glaube hat immer wieder die Menschen hinausgetrieben, es zu suchen, bis man Amerika entdeckte. Am meisten neigen man sich der Ansicht zu, daß zwischen dem Aufkommen des Euphrat und des Tigris unser irdisches Paradies gelegen haben müsse; wurde doch bis zum Mittelalter ein gewisser Landstrich in Mesopotamien „Eden“ genannt, wie man noch im Jahre 1552 dem Papste berichtete.

In der alten Faustdichtung zeigt Mephisto in weiter Ferne dem Doctor das Paradies: „Und als er hinunterblickte gegen Osten, sah er einen mächtigen hellen Feuerstrom, der vom Himmel auf die Erde herabsank; er sah aus der Füh die mächtige Gewässer hervorquellen, das eine nahm seinen Lauf gegen Indien, das zweite gegen Ägypten und das dritte und vierte gegen Armenien. Nun wollte Faust von Mephisto erfahren, welche Flüsse dies wären, und von wo sie kämen, und der Letztere gab ihm die ruhige Antwort: „Es ist das Paradies, das dort fern im Osten liegt, der Garten, den Gott selbst gepflanzt hat, und der feurige Strom, den Du siehst, ist der Wall, der den Garten einschließt, und das helle Licht, das Du in der Ferne erblickst, ist der Engel, der mit dem feurigen Schwerte am Eingange Wache hält. Und obgleich Du denkst, daß Du jetzt ganz nahe am Paradies bist, bist Du doch ferner davon, als Du es je warst.“

„Ach, sind wir vielleicht niemals ferne dem verlorenen Paradiese, als wenn es trügerisch vor unseren Augen gauselt? — Das ist das Tragische in allem Menschenleben!“

Alle Paradiese haben das Trügerische, daß sie wie mit einem Zauberschlange verschwinden, sobald ein irdischer Fuß sie betritt.

Jean Paul behauptet: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Viellecht gibt es noch ein anderes Paradies, das unter allen Himmelsstrichen zu finden ist, — ein still befriedigtes Heim, — ein glückliches Leben im tiefsten Innern, — ja, der Besitz eines einzigen lebenden Herzens bleibt ein Paradies, das uns nur mit dem Leben selbst verliert geht!

— Sein Standpunkt. „Du, Hans, jetzt sag uns so an emol, was das ist, von dem der Herr Parter überwelt beschwört!“ — „Des An an'fache Sach“, lüder Friede! Gud, Luxus ist z. B., wenn drei Wistgobla hat und no oi' stuch!“

— Sondernbare Ansicht. „Denken Sie, der Munde ist an der Zuckerkrantheit gestorben!“ — „So ein Ledermaul!“

— Das verstante Schach. „Lehrer: Wie nennt man also in Persien den Herrscher? Nun — aber ich brauche doch nur an ein bekanntes Spiel zu denken!“ — Friedrich (Sohn eines eifrigen Statistikers): „Wenzel!“

Eine Volksdichterin.

Das östpreussische Dörfchen Weremünge, unweit von der russischen Grenze gelegen, ist die Heimath der Volksdichterin Johanna Ambrosius, welche dem deutschen Volke ein Buch mit herrlichen, vom Herzen kommenden und deutsche Herzen rührenden Gedichten beschenkt hat. Als Tochter eines armen Handwerkers am 3. August 1854 geboren, reichste sie einem Bauern



Johanna Ambrosius.

die Hand zum Bunde für's Leben und trotz der schweren Arbeiten, die Haus und Feld erheischen, findet sie noch immer ein Stündchen zum geistigen Schaffen. Ohne jede Ermunterung von außen hat Johanna Ambrosius sich zu dem machen müssen, was sie geworden ist; erst vor Kurzem hat sie in Professor Schattenthal den Freund gefunden, der die Gedichte der von Arbeit und Krankheit Gelegenen zusammengefaßt hat und in die Denschriftlichkeit gebracht hat. Und welchen durchschlagenden Erfolg diese Gedichte erzielt, das geht aus der Thatsache hervor, daß in sechs Tagen sechs Auflagen davon erschienen sind und auch die sechste Auflage bereits vollständig vergriffen ist. Von allen Seiten ist der Dichterin nach dem Erscheinen ihres Buches die wohlverdiente Beachtung und Bewunderung zu Theil geworden, und auch ihre Verhältnisse haben sich jetzt etwas günstiger gestaltet.

Ein Muth-wohwa.

Nicht nur bei der Aristokratie der alten Welt (mit Ausnahme Englands) und jenen Kreisen, welche dieser nachzueifern, ist der Zweikampf eine altgegründete und beliebte Einrichtung, sondern auch bei vielen wilden Stämmen Afrikas, Asiens und Amerikas, kurz überall da, wo die Werthschätzung brutalen Muthes oder der Jüngling des Vorurtheils höher steht, als die Achtung vor Recht, Gesetz und Menschlichkeit. Es wird uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir bei den Rothhäuten vielfach die Einrichtung des Duells fest begründet finden. Es wird als ein „Gottesurtheil“ betrachtet, tritt nach Beschluß des Ehrengerichts ein, wenn zwei edle Krieger einander gegenseitiger Unbill bezichtigten, ohne daß die Schuld des Einen oder Andern objectiv festzustellen wäre. Es wird dann von den



Im Kampfe.

Hauptlingen und den ältesten Kriegern vorgelegt, die Sache durch Gottesurtheil zu entscheiden, und je nach der Schwere des Falles auf leichtere oder stärkere Bedingungen erkannt. Ein solches Duell, das stets mit dem Tode eines der beiden Gegner, wohl gar beider, endigt, ist das Muth-wohwa, welches bei den Uliandianern im Gebrauche ist. Muth-wohwa heißt in der Uliandianer Dialekt: Hand am Baum. Die Duellanten werden durch starke Riemen mit einer Hand so an einen Baumstamm befestigt, daß sie sich im Kreise um denselben herumbewegen können. Da Beide einander die Gesichter zuwenden müssen, so ist der Eine mit der rechten, der Andere mit der linken Hand angebanden. Das Loos entscheidet, wer den Vortheil haben soll, die rechte Hand frei zu behalten. Beide legen die Oberlippe ab und erhalten dann die verabredete Waffe: Messer oder Tomahawk. Der Kampf findet im Weissen oder im grauen Stämme statt, die in enger Haltung zuzuhauen, wie die Gegner einander zerfleischen, und sorgfältig darüber wachen, daß die Kämpfer sich genau dem indianischen Ehrencodex gemäß benehmen.

— Der Erbtonel. Erster Student: „Na, wie geht's Dir, Ostar?“ Zweiter Student: „Ich danke, gut. Ich lebe von meinen verdammtschafflichen Gefühlen.“

— Mith der Fändnig. Richter: „Also der Angeklagte hat Sie „Lump“, „Betrüger“ geschimpft und Sie sind ihm wahrhaftig nichts schuldig geblieben?“ — Kläger (kleinlaut): „Doch — bundert Mart kriegt er noch von mir!“

— Moderne Ehen. Bewerber: „Also, verehrter Herr, kann ich Ihre Tochter heirathen?“ — Brautvater: „Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen, das müssen Sie mit meiner Tochter abmachen, sie sagte mir vor einiger Zeit, sie würde Sie heirathen!“

Sonnabend-Feuer.

In die Zeit der Sonnenwende fallen seit uralten Tagen in Deutschland die Lichter. Zur Winter Sonnenwende feiern wir Weihnachten, zur Sommer Sonnenwende Johanni. Im Flachlande ist vielen Leuten die Erinnerung daran, daß dies allgermanische Fest einst mit Freudenfeuern auf den Bergen, ganz verloren gegangen, aber in den Bergen, da hat man den alten Namen und den alten Brauch noch bewahrt, und im Harz, wie in Thüringen, im bayerischen Oberland, in Salzburg, Steiermark, Tirol klingen überall zu Johanni die Sonnenfeuer auf, in klaren Nächten ein herrliches Schauspiel gewährend. Die verwegenen Burgen in den Thälern der Alpen weiteffern miteinander, ihre Feuer an besonders schwer erreichbaren Felswänden und Vorsprüngen angubringen.

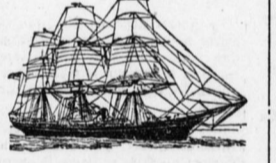


Angünden des Feuers.

Angünden des Feuers. Es ist kein geringer Stolz, die Andern darin zu übertrumpfen. Wer dies fertig bringt, ist der Held des Tages. Im Thal folgt man mit Spannung dem Aufleuchten der Feuer und begrüßt ein besonders gelungenes mit freudigem Jauchzen. In Innsbruck ist alljährlich Alles gepannt, ob Feuer wieder an der durch die Legende vom Kaiser Max bekannten, festrecht zum Jahr abstrühenden Martinswand ein Sonnenfeuer brennen wird. „Na freilich“, heißt es. „Jugend einer von den verwegenen Buben, der Turfenthaler Franz oder der Widner Karl oder sonst Einer wird's so wohl auch diesmal wagen.“ Und richtig! Bei Anbruch der Dunkelheit flammt es hoch droben an scheinbar unerschwingbarer Stelle an der Martinswand auf, zur genöthigen Genugthuung der barren Menge, und drüben von jenseits des Jahr leuchten ebenfalls Feuer wie Gegengrüße zurück.

Laycoo's Nacht.

Die Freunde des Segelsports in unserem Lande sind an die mit sehr wenig Aufwande versehenen Vergnügungsboote in so hohem Grade gewöhnt, daß die aus England importirten Yachten „Mary“ und „Balkan“ mit ihren hochragenden Masten nicht geringes Aufsehen erregen. Wirkliche Bewunderung fand die Nacht „Balthasa“, Eigenthum des Herrn Joseph F. Laycoo, ein aus



Balthasa.

Stahl konstruirtes Vollschiff. Das Fahrzeug mißt 239.6 Fuß in der Länge, 37.2 in der Breite und ist 20.7 Fuß tief; ihre Besatzung zählt 128 Köpfe und herrscht an Bord die stramme Disciplin eines Kriegsschiffes. „Balthasa“ ist nicht nur ein vorzüglicher Segler, sie ist auch mit Triple-Expansions-Maschinen versehen, deren Cylinder Durchmesser von 18 1/2, 27 und 47 Zoll haben; zwei Kessel, die einen Druck von 160 Pfund aushalten, liefern den erforderlichen Dampf.

Zur Mode.



Herbstkostüm a la Kürbis.

— In der Redaktion. Dichtling: Darf ich Ihnen nicht mein letztes Gedicht vorlesen, Herr Redakteur? Redakteur: Na, wenn's das letzte ist, denn in Gottes Namen!

— Majestätsbeleidigung. Kritiker: Ihr Gedicht auf den Fürsten kann ich bloß dem Papierkorb übergeben. Dichter: Ich bitte Sie, das wäre ja — Majestätsbeleidigung!

— Moderne Ehen. Bewerber: „Also, verehrter Herr, kann ich Ihre Tochter heirathen?“ — Brautvater: „Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen, das müssen Sie mit meiner Tochter abmachen, sie sagte mir vor einiger Zeit, sie würde Sie heirathen!“

— Unterschied. „Hast eine Viertelstunde Klappere ich mit dem Dede und die Rest beachtet mich gar nicht. Dort, dem jungen Laffen, der kaum herein ist, hat sie gleich 'nen Halben hingeflegt.“ — „Ja, der Klapper auch mit den — Augen!“

— Besondere Krankheit. A. (Kritik): „Was ist nur mit dem Assessor Klingner? Er schaut auffallend bleich aus und spricht kaum ein Wort.“ — B.: „Er hat in Erfahrung gebracht, daß seine Braut, die er wirklich nicht und ich reich hielt, fast gar kein Vermögen mehr besitzt.“ — A.: „Also ist er Herz-Beutel-trant!“